

Der Chefchirurg.

„Wann kommt der Herr Primarius?“ — „Er soll um 8 Uhr hier sein.“ Man weiß im Spital, daß es sicherlich $\frac{1}{2}$ oder 9 Uhr, vielleicht sogar später sein wird, bis der vielbeschäftigte Arzt erscheint. Fast immer wird er noch im letzten Augenblick zu einem Schwerkranken gerufen, zu einem Patienten, den er tagsvorher operierte, oder zu einem neuen ernststen Fall. Seine Tätigkeit läßt sich daher nicht genau nach der Uhr regulieren, nichtsdestoweniger ist man im Krankenhaus auf die Minute pünktlich.

Der Feldwundarzt in der Aufnahmestanzlei legt die Papiere zur Unterschrift zurecht. Zwanzig Mann sind gestern abgeschrieben worden, ein kleiner Trupp wurde ins Refondaleszentenheim geschickt, und für einen Offizier, dessen Genesung langsamer vonstatten geht, als man erwartet hatte, wird um Urlaubsverlängerung angefragt.

Die Sekretärin hält sich parat, um ein eventuelles Diktat in Empfang zu nehmen, die Instrumentarin vom Dienst macht ihre Vorbereitungen beim Sterilisierapparat und richtet ihren Anzug, Tupfer, Schieber, Sonden her und was sonst noch nötig sein könnte.

In den Krankenzimmern notieren die Pflegerinnen, was sie zu melden haben, denn der Herr Primarius darf nicht aufgehalten werden. Generalvisite ist gestern gewesen, heute wird er nur kritische Patienten besuchen.

Auch die Ärzte halten ihren Rapport bereit, und die Oberin braucht keine Sanktion für einige Neuanschaffungen.

Um 9 Uhr fährt der Chefchirurg bei dem Klosterhospital in der Burggasse vor, bei dem schönen, zierlichen Bau mit dem großen Garten. Er nimmt die Meldungen entgegen und hört mit Befriedigung, daß es dem Operierten von gestern sehr gut geht. Dann erledigt er die ihm vorgelegten Akten präzise und mit scharfem Urtheil jedes einzelnen Falles. Vom diensthabenden

Arzt geleitet, durchschreitet er den kühlen, hallenartigen Saal, sonst der Festsaal des Klosters, in dem jetzt Soldatenbett neben Soldatenbett steht. Der Ungar mit dem Lungenstich, den er sich in den Karpathen geholt hat, ist außer Gefahr. Die bis jetzt erfolgreich geführte Rieferbehandlung eines jungen Ruthenen wird der Zahnarzt zu vollenden haben, und dem tapferen Burschen des Wiener Hausregiments, dessen Arm eine böse Versteifung drohte, kann der Herr Primarius mitteilen, daß er aller Voraussicht nach das Lazarett mit gesunden Gliedern verlassen dürfte.

Hier wird eine physikalische Nachbehandlung angeordnet, dort eine Badner Kur verfügt, und dann tritt der Chirurg an das Bett eines unsäglich armen Burschen, der vor wenigen Tagen mit gebrochener Wirbelsäule gebracht worden ist. Er weiß, daß menschliche Kunst hier nichts mehr vermag. . . .

Nach einer halben Stunde besteigt der Primarius wieder sein Automobil, um sich in ein fürstliches Spital zu begeben. Auch dort wartet man ungeduldig seiner Ankunft. In dem schönen alten Wiener Palast, dessen Lazarett der Petersburger Botschafter Graf Szapary und Gräfin Thun-Dobkowitz vorstehen, verspürt man weniger den Eindruck eines Spitals, als den eines glänzend geführten kleinen Sanatoriums. Weinade alle Pflegerinnen des Hauses tragen Namen von altösterreichischem vornehmerem Klang, wenn sie jetzt auch nur Schwester Ely, Schwester Maria Theresia oder Schwester Marianne heißen.

An einem Krankenbett steht der Assistent und spricht einem Patienten liebevoll zu. Es ist ein knabenhaft junger Bursche, ein Slowene, dem dicke Tränen in den Augen stehen, wenn er auf seinen verbundenen Arm blickt. An seinem Hals hängen ein paar silberne Münzen, sicherlich Amulette, die ihm die Mutter daheim umhing, als er ins Feld zog. Morgen will der Herr Primarius versuchen, einen Nerv zu lösen, der in die Narbe der Schußwunde eingewachsen ist, damit der Arm nicht lahm bleibe. Heute soll der Chirurg in seinem dritten Militärspital, außerhalb des Mariahilfergürtels, operieren.

1500 Soldatenpatienten hat der Primarius in den vier Lazaretten, die ihm unterstehen. Die chirurgischen Eingriffe, die er seit dem Herbst an Militärpersonen vorgenommen hat, haben das fünfte Tausend bereits überschritten.

Das Auto faßt die Mariahilferstraße hinauf und hält vor einem Militärspital.

Auch hier dasselbe Bild, nur in wesentlich vergrößertem Maßstab: siebzig Pflegerinnen und ein Stab von fünfzehn Ärzten, unter denen sich auch ein Lemberger Professor befindet.

Übermals ein Rundgang bei den Schwerverwundeten. Alle Räume des vier Stock hohen, weitläufigen Gebäudes, einer modernen, besonders hygienisch eingerichteten Bürgerschule sind belegt. Ueberall bringen Licht und Luft ein, und weithin dehnt sich der Blick über das Häusermeer des westlichen Wien.

Ein Fall, die Kopfwunde eines tschechischen Soldaten, ist besonders ernst, und der Primarius beschließt, sofort eine Operation vorzunehmen. Er gibt den Befehl, und in wenigen Minuten brennt die Lichtsonne in dem Operationsaal, die das breit-einfallende, strahlende Tageslicht noch zu verzehnfachen scheint, Pflegerinnen, Instrumentarin, der Spezialist für Erkrankungen des Gehirns und ein paar Ärzte, die der Fall interessiert, sind zur Stelle. Der Kranke wird gebracht.

Er ist ruhig und kein Laut, keine Bewegung verrät auch nur das geringste Symptom von Erregung. Fürsorglich wird er auf den Tisch gebettet, und man legt ihm die wunderbare Maske des Schlafes, den Schleier des Vergessens, vors Antlitz: das Chloroform. Wie vertraut man auch mit diesem segensvollen Wunder gänzlichen Entrücktheits und absolutester Gefühllosigkeit ist, immer wieder empfindet man es wie einen hehren Zauber. Was jetzt auch vorgehen wird, wie tief die Sonden und all diese kleinen, blanken und, wenn eine geniale Hand sie führt, so tausendfach gesegneten Instrumente in das Innere dieses jungen Hauptes dringen werden, wie auch der kleine Meißel die Schädelbede durchstoßen und der Hammer daran klopfen wird — der Patient wird keine Kunde davon haben und wird erst wieder erwachen, um der Genesung entgegenzuschlummern.

Die Arbeit beginnt. Von Kopf zu Fuß sterilisiert, im weißen Kittel, mit der Willrothschürze, die Hände, die über Tod und Leben zu entscheiden haben, in Gummihandschuhen, so steht der Chirurg vor dem Patienten, dessen Körper mit einem weißen Tuch bedeckt ist. Nur die zu operierende Stelle ist bloßgelegt. Hörte man nicht den leise röchelnden Laut des tiefen Atemziehens, man würde nicht glauben, daß es ein Lebender ist, der da liegt. Mit sicherer Hand erfolgt der Einschnitt. Ganz still ist es im Saale. Nur das leise Klirren der abgelegten Instrumente vernimmt man, und ab und zu hört man: „Schieber! . . .“ „Tupfer! . . .“ „Kleine Sonde! . . .“ „Hammer! . . .“ und